

# Ferientage im Wallis

Autor(en): **Corrodi, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574306>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Serientage im Wallis.

Nachdruck verboten.

Mit dreizehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Erst muß ich erzählen, wie ich ins Wallis kam. Das tönt furchtbar hochtrabend, und doch ist es eine ganz simple Geschichte. Ich habe weder das Finsteraarhorn traversiert, noch sonst eine vierzehntägige Hochtour gemacht, keine Erstbesteigung im Kreuzfeuer der Hotel-Teleskope und keinen neuen Abstieg mit dem schaurigsüßen Vorgefühl des Aufsehens, das er in Fachkreisen erregen wird... Ich bin nur über die Gemmi gegangen. Nur über die Gemmi. Aber ich schäme mich nicht, das zu gestehen; denn viele meiner Leser sind auch nur über die Gemmi gegangen, und so bin ich in guter Gesellschaft. „Die Gemmi ist doch wirklich ein prachtvoller Paß!“ sagte ich mir, als ich durch den dunkelgrünen, fühlen Tannenwald emporstieg, in dessen Schatten die moosbewachsenen Steine so hell und seiden aufleuchteten, wenn ein Sonnenstrahl durch die grüne Dämmerung auf ihren weichen Sammetteppich fiel, und die Talebene von Randersteg immer tiefer unter mich hinabsank. Ich war allein und begrüßte voller Freude meine lieben, altbekannten Freunde, die zarten, durchsichtigen, edelgeformten Lärchlein und die ernstesten, hohen, rauschenden Tannen, die mir ihre Schattenseite zukehrten und sammetschwarz vor dem tiefblauen Himmel und den hochgestürzten, silbernen Sommerwolken standen. Aber die Sonne brannte glühend, die Schweißtropfen rieselten, der Rucksack drückte, die Unterkleider klebten am Leibe; in großem Crescendo ging es vom ersten „Herrgott, ist das heiß!“ zum grimmigen „Hol's der Teufel, wenn es nicht bald ein Ende nimmt mit diesen Kehren!“ Aber die Gemmi ist ein raffinierter Paß: immer, wenn sie den Wanderer in der brütendsten Hitze in allen Ecken, Kehren und Kurven herumgezerrt hat, hebt sie dem Verschmachtenden den Vorhang auf und läßt ihn einen Blick tun, daß er aufjubelnd alle Mühsal vergißt. Da kam ich

um eine Ecke des Bergkammes, und durch die Tannenäste blickte ich in schauerliche blaue Tiefe hinunter. Welch ein Anblick! Wer kann hier vorübergehen, ohne erschüttert zu werden, ohne zu erschauern vor solcher Majestät und Erhabenheit? Ich suchte mir ein Plätzchen. Da ragte eine mächtige Föhre wagrecht über den Abgrund hinaus und bot einen Göttersitz ganz in freier Luft. Ach, vor einem guten Duzend Jahre wäre ich ja zweifellos da hinausgefessen und hätte meine Füße fröhlich über dem Dach des Heugadens baumeln lassen, der da etwa 400 Meter senkrecht unter mir lag! Soweit reichte mein Mut jetzt nicht mehr; ich begnügte mich, mich ins hohe Gras und in die Blumen zu setzen. Und da lag denn das Gasterntal (Abb. 4) vor meinen Blicken, dieses wildeste aller Alpentäler, aus dem rings die Bergwände in erschreckender Steilheit sich aufschwingen, in immer neuen Anjähren, mit immer rück-



Serientage im Wallis Abb. 2. Deschinesensee mit Gr. Doldenhorn.

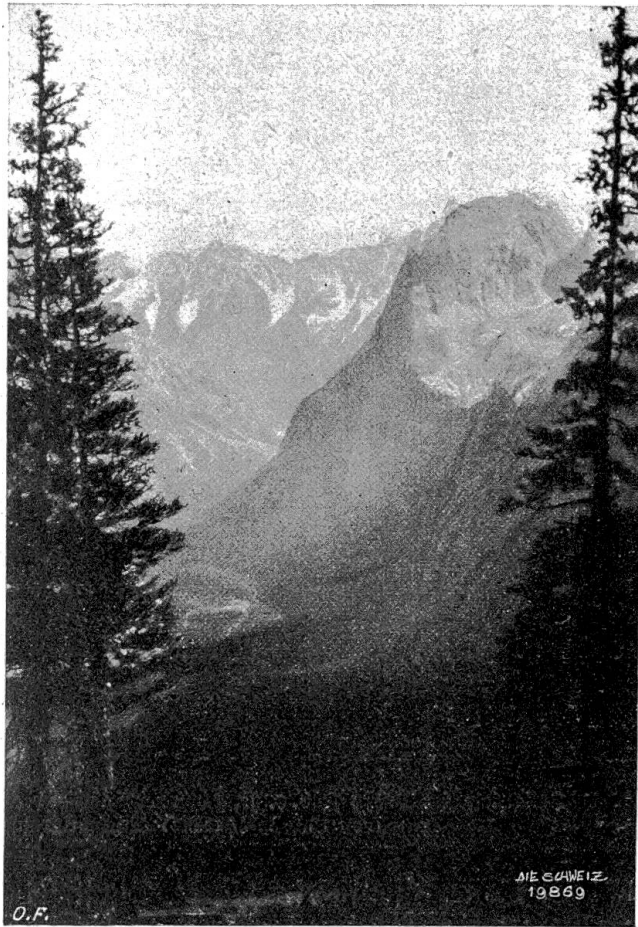
sichtsloserer Energie zu einer Höhe von 3700 Metern, Wände, Flühlen, Abstürze, Schroffen von mehr als zwei Kilometern Höhe! Und unten schäumte die grau-grüne Rander in vielen schlangengleich gewundenen Läufen durch den Talboden; von den Wänden des Schneegekrönten Balmhorns herüber erklang ununterbrochen das leise Rauschen stürzender Wasser, die zerfließend, duftigen Schleiern gleich, Hunderte von Metern in die blauen Schatten der Tiefe niedersanken. J. B. Widmann hat einst geschrieben, wenn es eine Seelenwanderung, wie sie sich die alten Griechen dachten, gäbe, so möchte seine Seele einmal in einer der alten, riesigen Föhren wohnen, die rauschend über diesem Abgrund stehen. Ob ihm nun sein Wunsch wohl erfüllt worden ist? Mit Behmut riß ich mich von diesem einzigschönen Plätzchen los und stürzte mich mit verzweifelnder Energie in das Purgatorium der Gemmi, die topfebene, sonnenglühende, endlose Spitalmatte. Verbrannt und tropfnaß entstieg ich ihr und machte mich an die Ueberwindung der zweiten Straße

des Schreckens, die durch die arktische Einöde, die gott- und menschenverlassene, trostlose, kalkstarrende Einsamkeit des Daubensees führt. Selbst dem See ist es in solcher Umgebung übel geworden, vor lauter Langeweile und Ueberdruß wurde er abscheulich trübe und grau. „Wie kann man überhaupt über diese Gemmi gehen!“ schimpfte ich vor mich hin. Der Himmel hatte sich mittlerweile mit grauem, kaltem Gewölk bedeckt, ein kühler Wind blies von den Schneefeldern herunter; so wurde alles noch öder, grauer, trostloser. Da sprach wieder der gute Geist der Gemmi sein erlösendes Wort: die steinige Einöde endete, die Bergwände traten beiseite, und wieder stand ich an einem schwindelnden Abgrund. Da unten, zu meinen Füßen, lagen winzig klein die Häuschen von Leuterbad (Abb. 5); durch die grüne Finsternis der schon im Abend-schatten liegenden Wälder und Wiesen schlängelte sich wie ein weißer Faden die Straße. „Wie unvergleichlich ist doch die Gemmi!“ sagte ich immer wieder und konnte mich nicht satt sehen an den blau-schwarzen Walliserbergen und den dahinter aufragenden weißen Hochgipfeln, die noch in der Abendsonne lagen. Und ich wiederholte es, als ich staunend über die ungeheuern Felswände durch Rissen und Spalten hinabstieg und mein Auge immer wieder an den glatten Wänden hinauf- und hinabtaftete und fragte, wie man da hinaufklettern konnte, ehe der Weg gebaut war. Je tiefer man hinuntersteigt, umso höher ragen die Wände, sie scheinen als ungeheure Säulen das Wolkendach zu tragen. Es fielen einige Tropfen. Mit grauen Krallen langte von Norden das Wolkenungetüm über die Berge herüber nach mir, aber ich war ihm entwischt: ich war ja im Wallis, im Land der Sonne, des feurigen Weines und der Erhabenheit! Welch seltenes Land! Während wir in diesem Frühsommer seit fünfzig Tagen uns unter den Regenschirm ducken mußten, hatte es hier im Wallis nur selten geregnet, auf den Straßen lag der weiße Staub wie im heißesten Som-



Ferientage im Wallis Abb. 3. Gr. Doldenhorn  
von der Dschinentalp.

mer. Das Wallis hat doch im Durchschnitt kaum halb soviel Niederschläge wie unsere wassergesegnete Nordseite der Alpen; es ist also durchaus selbstverständlich, daß man in einem solchen Jahr seine Ferien im Wallis verbringt, und nicht „infam raffiniert“, wie einer meiner Freunde hervorstieß, indem er die Augen verblüfft aufriß, als ich ihm anhand der Regenkarte meine Ferienpläne erklärte. Mit solchen Gedanken marschierte ich vom Leuker-Bad aus das herrliche Waldtal hinunter, in dessen Mitte auf einem ungeheuern, trozig in das Tal hinausragenden Felsen das Dörfchen Joden steht. Ich war bald im vierten und fünften Stadium des Marschierens. Kennen Sie diese Stadien? Nein! Also, zuerst kommt das Stadium des Enthusiasmus, man bewundert alles, findet alles herrlich; dann ermattet die Aufmerksamkeit, man pfeift ein Liedlein vor sich hin. Im dritten Stadium schweigt man, im vierten schimpft man, im fünften kommen die fixen Gedanken: der eine sagt tausendmal vor sich hin, was ihm seine Gattin zum Abschied sagte, der andere rezitiert krampfhaft in Gedanken immer denselben Vers von Schiller, wieder einer weiß nicht, warum er ununterbrochen an die Zahnbürste denken muß, die er einzupacken vergessen hat. In diesem Stadium war auch ich, und gerade als ich zum fünfhundertsten Male mir vorgelegt hatte: „Das Wandern ist des Müllers Lust“, kam ein Bauernwägelein dahergeharrt, und ich sah vergnügt hintenauf. Nach einer Viertelstunde merkte ich, daß ich meinen Schirm verloren hatte. O, dieser Schirm! Ueberall hatte man gelächelt, wenn man meinen Schirm erblickte; ich hatte mich redlich für ihn geschämt, und nun war er verschwunden! Leider konnte es aber nicht lange her sein, und so fühlte ich mich moralisch verpflichtet, ihn zu holen. Unglücklicherweise hatte der freundliche Bauernbursche die Idee, mir zu warten, so fühlte ich mich nochmals moralisch verpflichtet, ihn nicht lange aufzuhalten. So geschah es, daß ich wohl einen Kilo-



Serientage im Wallis Abb. 4. Blick vom Gemmitweg ins Gasterental.

meter weit die schwergemagelten Sohlen meiner Bergschuhe die Landstraße im Lauffschritt hinauf- und hinunterflatschte. Den Regenschirm fand ich; es fehlte ihm weiter nichts, als daß der Stock zerbrochen war und ich ihn so nicht öffnen konnte, wenn es zu regnen angefangen hätte. Noch einmal tröstete mich Mutter Natur: wir erreichten den Ausgang des Tales, und zu unsern Füßen gegen Abend, wo eben die Sonne hinter fernen Wolfenbergen unterging, aus deren lichten Lücken sie goldene Strahlen in den blauen Dunst der Tiefe wob, lag das Wallis. Das Wallis, das Tal! Wahrlich, es ist nicht ein Tal, es ist das Tal! Es gibt nichts Ähnliches in der Schweiz; der Anblick ist überwältigend. In ungeheurer Größe liegt es da, schurgerade verliert es sich im Dunst der Ferne, ein Tal, länger als die längste Entfernung, die man zwischen den Grenzen des Kantons Zürich überhaupt abstecken kann. Fern und ferner sieht man den Spiegel der vielgewundenen Rhone im Abendschein auf-





Ferientage im Wallis Abb. 5. Blick von der Bahnhöhe der Gemmi auf Leukerbad und Walliser Alpen (von links nach rechts: Mischabelgruppe, Weisshorn, Dent Blanche).

blicken, bis auch sie sich im blauen Dunst verliert; mitten in der breiten Talsohle steigen spitze Hügel, kleine Berge als kräftig dunkle Silhouetten auf; zu beiden Seiten aber schwingen sich in sanften Linien die Talhänge hinauf bis zu den Grenzen des ewigen Schnees, auf der Südseite von dunkeln Wald bedeckt, durch den die Bäche weiße Runsen geritzt haben, im Norden von unabsehbaren Rebgebirgen, von ungezählten Dörfern und Landhäusern, die auf weit über 1000 Meter Meereshöhe hinaufflettern. Ich glaube, in dieser Erhabenheit aller Verhältnisse liegt der einzige Zauber des Wallis. Ich erinnere mich, wie ich einst am Abend zu Fuß durch das Tal der Bisp hinaufschritt. (Wer geht heute noch zu Fuß von Bisp nach Zermatt?) Auf der gegenüberliegenden Talseite lag hoch, hoch oben im letzten Abendlicht ein Dörfchen, lauter winzig kleine, braunschwarz gebrannte Häuschen, die sich so eng zusammengeschart hatten, wie Schafe beim Herannahen eines Gewitters, bewacht von einem blendendweißen Kirchein, dessen vergoldeter Spitzhelm in der untergehenden Sonne aufblitzte. Mein Weg führte am schattigen Abhang hin;

tief unter mir, wo schon die Nacht ihre dunkeln Schleier ausbreitete, schäumte und donnerte die Bisp. Dann schaute ich auf, und unendlich hoch über mir, scheinbar dort, wo bald die Sterne ihre Lichter anzünden mußten, glühte noch eine feine, makellos reine Schneespitze; wie eine Flamme loderte sie in den verdämmerten Himmel hinein. Das war wohl das erhabene Weisshorn, jener königliche Berg, den man fast nirgends vom Tal aus sehen kann, der aber an einem hellen Sommermorgen in blendender Weiße über all die unzählbaren Gipfel des Schweizerlandes hinausleuchtet (Abb. 6). Nein, es war nicht das Weisshorn, es war nur einer seiner ihm zu Füßen liegenden Trabanten; dort, in jener unfassbaren Höhe setzte es erst auf gewaltigen Sockeln an und schwang sich noch einmal 600 Meter hinauf zu den Sternen... Das ist das Wallis.

## II.

Der letzte Gedanke, den ich noch fassen konnte, bevor mir der Schlaf das Brett unter den Füßen wegzog und ich ins dunkle Land der Träume fiel, war, daß ich wieder einmal ganz falsch gereist war. Die

FüÙe brannten, die Glieder schmerzten, die Augen zeichneten müde, verschwommene Bilder: ich hatte die unselige Gast der Großstadt mit ins Gebirge genommen, jene Gast, die uns erbarmungslos durch das Leben heÙt, die Geißel unserer Zeit. Ich hatte einen Plan gemacht, mir ein Ziel gesteckt, und ich hatte es erreicht: das Rhonetal; aber es war zu viel gewesen. Ja, Wandern und Reisen ist eine schwere Kunst für uns moderne Stadtkinder, und nur wenige verstehen sie. Ich will nicht von jenen reden, die mit Generalabonnement kilometerfressend im Land herumrasen wie die jubelnden „Frösche“, die unsere Knaben zur Fastnachtszeit uns gerne zwischen die Beine werfen; die alle Bergbahnen auf- und abrutschen, allen PoströÙlein das Leben mühsam machen, alle Menüarten aller Hotels als Andenken heimbringen; nein, aber auch die, die noch wissen, was für eine Freude es ist, mit dem Wanderstock an einem lachenden, frischen Sommermorgen in Gottes schöne Welt hinauszuwandern, auch diese machen einen Fehler: sie haben ihren Plan und setzen sich ein Ziel. Richtig reist, wer immer an einem andern Ort schläft, als er sich vorgenommen, wer immer schließlich an einen andern Ort hingerät, als er

eigentlich wollte, wer immer doppelt soviel Zeit braucht und tausendmal soviel sieht, wie im Führer steht. Diese Art zu reisen lernte ich am zweiten Tage. Ich war nämlich nicht mehr allein; mein Freund brachte es mir bei, indem er sich immer, wenn ich sagte: „Vorwärts! Etwas schneller!“ ins Gras warf und in den blauen Himmel blinzelte. Ich muß Ihnen meinen Freund vorstellen, der das Wandern so herrlich versteht: es ist ein echter und rechter Musiker, ein Musiker von Beruf, wobei dieses Wort allerdings nicht den Sinn von Handwerk haben soll; es fehlt ihm durchaus der tödliche Ernst des Fachmannes, die steinezermürbende Gelehrtheit, die lächelnde Ueberlegenheit über allen Enthusiasmus; er hat, leider Gottes, niemals „etwas Rechtes“ gelernt im Schweiß seines Angesichtes, obgleich er mehr kann und mehr kennt, als ein gesunder Menschenverstand begreifen will.

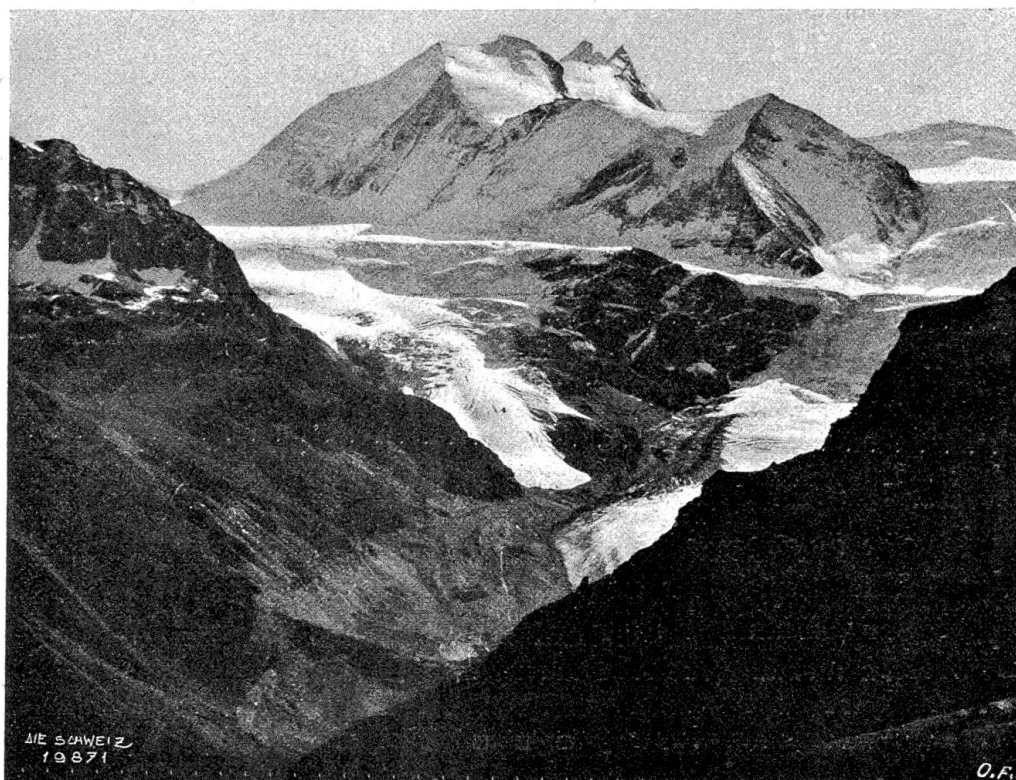
(Schluß folgt).

### Aphoristisches.

Trachten nach der Einheit, nach einer starken, machtvollen Einheit, das heißt nichts anderes, als einer Sache zur größten Klarheit verhelfen.

Der Geist ist das große Auge.

Ferdinand Hodler (nach G. Mühlfeld).



Ferientage im Wallis Abb. 6. Weißhorn vom PaÙ de Forcletta (von Aher nach dem Turtmanntal).